

Die Förderung des guten Lebens

Die Bundesregierung will durch „Bürgerdialoge“ einen „Aktionsplan Gut leben“ erarbeiten. Ein Vorhaben voller Widersprüche, dem wir einen bürgerschaftlichen Aktionsplan von unten entgegensetzen.

In ihrem Koalitionsvertrag haben sich die Regierungsparteien CDU und SPD verpflichtet, im Laufe dieser Legislaturperiode einen „Aktionsplan ›Gut leben‹ zur Verbesserung der Lebensqualität in Deutschland“ zu erarbeiten. Ein lobenswertes Unterfangen, sollte man meinen. Aber beim näheren Hinsehen ein Vorhaben voller ideologischer Widersprüche.

Es fängt damit an, dass in den Aktionsplan auch die Ergebnisse der Enquetekommission „Wachstum, Wohlstand, Lebensqualität“ einfließen sollen, die der Bundestag 2011 eingesetzt hatte. Doch die Kommission konnte sich nicht auf gemeinsame Werte und Erkenntnisse einigen, sondern zerlegte sich entlang parteipolitischer Lager. Trotz eines übergewichtigen, kaum mehr lesbaren Abschlussberichtes von über 1.000 Seiten wurden zentrale Fragen nicht beantwortet, etwa: Welche Formen von Wohlstand und Lebensqualität sind gesellschaftlich erwünscht und nachhaltig? Kann es „nachhaltiges Wachstum“ überhaupt geben? Oder schließen sich naturfressendes Wachstum und Zukunftsfähigkeit nicht vielmehr gegenseitig aus?

Im April 2014 kündigte das Kanzleramt einen „Bürgerdialog“ darüber an, was hierzulande Lebensqualität ausmacht. Dieses Jahr soll es losgehen – irgendwann. Details sind noch nicht bekannt. Doch allzu frei soll der Dialog offenbar nicht werden. Im Koalitionsvertrag jedenfalls wird das Thema unter den Überschriften „Deutschlands Wirtschaft stärken“ und „Wachstum, Innovation und Wohlstand“ verbucht – was alles über die politischen Prioritäten der Großen Koalition aussagt. Das Wirtschaftssystem soll nicht verändert werden. Ausgeblendet wird, dass Wachstum und Konkurrenzdruck die Lebenszufriedenheit von Menschen eher mindern als steigern. Das riesige Potenzial von Bürgerengagement soll in der Ehrenamtsecke bleiben, wo es ab und zu warme Worte und Medaillen vom Bundespräsidenten gibt, aber mehr auch nicht.

Die entscheidende Frage, wozu Wirtschaft eigentlich dienen soll, kann so gar nicht mehr gestellt werden. Oikonomia, das aus dem Altgriechischen stammende Wort für Haushaltslenkung, bezog sich ursprünglich auf menschliche Bedürfnisbefriedigung und Glücksvermehrung. Der riesige nichtmonetäre Bereich des „Caring“ wurde mitgedacht: Hausarbeit, Pflege von Angehörigen, Kindererziehung und all das, was heute unter unbezahlte Freiwilligenarbeit fällt.

Gegenwärtig ist Geldvermehrung der Selbstzweck der Wirtschaft – mit allen kontraproduktiven Effekten. Das deutsche Bruttoinlandsprodukt stieg innerhalb von drei Jahrzehnten pro Kopf um 60 Prozent, gleichzeitig sank die Lebenszufriedenheit um 10 Prozent. 2012 gaben 38 Prozent der Befragten an, ihre Lebensqualität habe im Vergleich zu früher abgenommen.

Die UNO hat 2012 und 2013 in zwei umfassenden „Weltglücksberichten“ repräsentative Umfragen nach dem subjektiven Wohlbefinden der Menschen in etwa 150 Ländern ausgewertet und kam zum Schluss: Weder im globalen Norden noch im globalen Süden, weder in den westlichen Industrieländern noch in China oder Afrika, Lateinamerika oder Osteuropa ist die Lebenszufriedenheit parallel zur Ökonomie gewachsen. Auf der ganzen Welt hat sich das Bruttosozialprodukt zwischen 1983 und 2013 mehr als versechsfacht, doch die Lebenszufriedenheit ist im selben Zeitraum im Schnitt um kaum mehr als ein Tausendstel gestiegen. Ein Promille in drei Jahrzehnten – vernichtender kann die Bilanz unseres Wirtschaftssystems nicht ausfallen.

Wenn man die Ergebnisse der internationalen Glücksforschung genauer betrachtet, verwundert das nicht. Am allerwichtigsten fürs menschliche Wohlbefinden sind stabile Beziehungen – in der Liebe, der Familie, der Nachbarschaft, der Gesellschaft. Wir brauchen verlässliche Freundschaften und Gemeinschaften, die uns ein warmes Gefühl von Zugehörigkeit, Sicherheit und Geborgenheit vermitteln. In einem dichten sozialen Netzwerk können wir uns darauf verlassen, Hilfe in Not und Krisenzeiten zu finden.

Das größte Glück erfahren wir, wenn die Macht des Geldes radikal ausgeschaltet ist – in der Sphäre der Liebe, der familiären Fürsorge, in Freundschaften, in allen Verbindungen zwischen Menschen, die nicht berechnend sind. Bindungen machen glücklich, aber der Turbokapitalismus zerstört sie zunehmend. Unter seinem Verwertungsdruck werden warme Sozialbeziehungen in kalte Geldbeziehungen verwandelt. Dies dürfte einer der tieferen Gründe sein, warum in Ländern wie den USA und Deutschland materieller Reichtum mit sinkendem Glück, steigendem Stress und zunehmender Einsamkeit einhergeht. Hinzu kommt der ständige Wettbewerbsdruck, der Menschen in Konkurrenz zueinander bringt, obwohl sie nachweislich viel besser arbeiten, wenn sie kooperieren dürfen. Auch die stete Aufforderung aus Politik und Wirtschaft, der Multiflex-Mensch möge allorts und jederzeit flexibel arbeitsbereit sein, hemmt das Lebensglück entscheidend.

Wachstum vermehrt zudem Ungleichheit, und in Ländern mit großer Ungleichheit sind alle Gesellschaftsmitglieder unglücklicher, depressiver, misstrauischer, einsamer und kränker. Sie erleben mehr Gewalt und Kriminalität und haben mehr Angst davor, wie Richard Wilkinson und Kate Pickett in ihrer bahnbrechenden Studie „Gleichheit ist Glück“ durch Auswertung vieler Statistiken nachgewiesen haben. Ungleichheit ist ein Schadstoff, der ganze Nationen vergiftet, auch Reiche vereinsamen lässt und unglücklich macht. Umgekehrt macht Gleichheit alle glücklicher: Sie mindert Statusstress, Depression, Einsamkeit, Gewalt und Kriminalität. Mit einer Strategie der solidarischen Umverteilung, etwa durch hohe Steuern für Reiche und die Förderung einer gemeinwohlorientierten Ökonomie, könnte die Bundesregierung mehr Gleichheit schaffen. Sie will es aber nicht.

Weitere zentrale Faktoren für Lebensglück sind Gesundheit, sinnstiftende Arbeit sowie Selbstentfaltung und Mitbestimmung. Direkte Demokratie wie in der Schweiz macht nachweislich lebenszufriedener, und je mehr ein Kanton davon zulässt, desto höher die Glücksrate seiner Bewohner. Enorm wichtig ist auch eine intakte Natur – doch das Wirtschaftswachstum zerstört sie immer stärker. Eine kooperative, nichtmaterialistische, altruistische Lebenseinstellung macht zufrieden – doch im heutigen Rattenrennen der Ego-Shooter gilt sie als „dumm“ und „altmodisch“.

Unsere Vorfahren in der afrikanischen Savanne konnten nur gemeinschaftlich überleben, nicht als Individuen. Das hinterließ evolutionäre Spuren in ihrem Gehirn: Auf kooperative Verhaltensweisen reagiert es mit der Ausschüttung von Glückshormonen. Wenn jemand gemeinschaftsstärkend und menschenfreundlich agiert, erhält sein oder ihr Gehirn eine Dopamindusche. Unser Hirn ist durch und durch ein soziales Organ und belohnt uns, wenn wir andere Menschen glücklich machen. Wir freuen uns, wenn sich andere freuen, und fühlen uns obendrein moralisch gut.

Dazu passt, dass Beschäftigte in gemeinnützig orientierten Firmen laut Studien ihre Arbeit lieber verrichten als Angestellte in gewinnorientierten Wirtschaftsunternehmen, auch wenn sie weniger verdienen. Belegschaften in Non-Profit-Betrieben sind im Schnitt zufriedener als die in profitorientierten. Den UN-Glücksberichten sowie Umfragen in Deutschland und Großbritannien zufolge neigen Egoisten, Materialistinnen und Karrieristen zum Unglücklichsein. Menschen mit altruistischen Zielen, Freiwillige und Ehrenamtliche sind im Schnitt erheblich glücklicher.

In unseren familiären, nachbarschaftlichen und freundschaftlichen Zusammenhängen schenken, helfen und teilen wir nach einem völlig anderen Muster als in der Wirtschaft. Wir verschenken Fürsorge und Fähigkeiten und sind zutiefst befriedigt, wenn „jeder nach seinen Fähigkeiten, jede nach ihren Bedürfnissen“ leben kann. In der Bundesrepublik sind zwischen einem Viertel und einem Drittel aller Einwohner ehrenamtlich aktiv - fast die Hälfte in einem Verein, nur drei Prozent in Parteien. Männer bevorzugen dabei förmliche Vereinigungen, Verbände und Parteien, Frauen informelle soziale Netzwerke wie Nachbarschaftszirkel und Selbsthilfegruppen. Die hier geleisteten nichtmonetären Tätigkeiten entsprechen der Arbeitszeit von über drei Millionen Vollerwerbstätigen.

Das Problem ist, dass dies alles in Wirtschaft und Politik kaum Anerkennung findet und „nichts gilt“, weil nicht mit Geld verbunden. Es herrscht ein Zwei-Moral-System: In der Wirtschaft gelten Egoismus, Konkurrenz und Karrierismus als „gut“ und „notwendig“, und in der Sozialsphäre werden die dadurch gerissenen Wunden genäht und gepflegt.

Selbstverständlich sollen Politik und Staat nicht bestimmen, wie wir zu leben haben. Aber sie könnten bessere Rahmenbedingungen setzen, um ein gutes Leben für alle zu ermöglichen – die nachfolgenden Generationen eingeschlossen. Das geht aber nur, wenn das Engagement fürs Gemeinwohl ins Zentrum der gesellschaftlichen Aufmerksamkeit gerückt wird.

Grundzüge des „Aktionsplans von unten“

Wie könnte das gehen? In unserem Buch „Glücksökonomie – Wer teilt, hat mehr vom Leben“ haben wir dafür einen „Aktionsplan zur Förderung des guten Lebens“ mit 33 Unterpunkten entworfen. Den können wir hier nicht in allen Einzelheiten ausbreiten, wir wollen aber ein paar Grundzüge nennen.

Im Gegensatz zur Bundesregierung, die mit der Freihandelszone TTIP die Übermacht der Transnationalen Konzerne festzurren will, sehen wir die Relokalisierung der Wirtschaft als Riesenchance. Bestehende Genossenschaften, Gemeinwohlbetriebe und Sozialunternehmen beweisen: Auch hierzulande kann man Hosen, Schuhe oder Computermäuse ökofair herstellen. Die Umstellung auf lokale Produktion spart Unmengen von Ressourcen und belebt den Geist von Gemeinden und Gemeinschaften. Aus Nachbarschaften werden Machbarschaften und gelebte Subsidiarität.

Glück, Wissen und Lachen gehören zu jenen Dingen, die sich vermehren, wenn man sie teilt. Teilen ist ein sozialer Prozess und verstärkt positive Feedback-Schleifen. Wertschätzung statt Wertschöpfung, beitragen statt eintauschen, teilhaben und nutzen statt kaufen: Nicht berechnendes Sharing und Caring tragen dazu bei, die Ökonomie wieder ganzheitlich wahrzunehmen.

Gemeingüter wie die Natur, die Erdatmosphäre, Sprache, Kultur, Musik, Wissen oder öffentliche Räume zeigen, dass es zwischen Markt und Staat eine Alternative gibt, die es wertzuschätzen und gegen Privatisierung zu verteidigen gilt. Die ideale Form, sie zu bewirtschaften, sind Genossenschaften und Erzeuger-Verbraucher-Gemeinschaften, etwa im Bereich Erneuerbare Energien oder Solidarische Landwirtschaft.

Großtechniken des Industriezeitalters wie Atomkraftwerke, auf Erdöl basierende Chemie oder Gentechnik haben eine große Eingriffstiefe in die Natur. Wir brauchen stattdessen kleinteilige, fehlertolerante Techniken. Hier darf auch mal etwas schief gehen – schlimmstenfalls hat das nur lokale Folgen.

Fossile Energiequellen mögen in Frieden in der Erde ruhen. Solarkultur kann jeder leben – vom Wechsel zu Ökostromanbietern über kleine Solaraufladegeräte bis zu Bürgerenergiegenossenschaften und der Verbreitung Erneuerbarer Energien auf der ganzen Erde. Am besten aber ist es natürlich die Energie, die gar nicht erst gebraucht wird – etwa, weil Transporte entfallen oder weniger hergestellt werden muss.

Während Hierarchien in Verwaltungen und Großunternehmen oft keine guten Lösungen für komplexe Fragen finden und somit nicht selten kontraproduktiv wirken, kann dezentrale Selbstorganisation die meisten Probleme lösen. Forscherinnen und Systemtheoretiker beobachten bei Ameisenstaaten oder Fischschwärmen, dass sich Millionen Tiere ohne Zentralkommando hocheffektiv organisieren. Wir sind keine Ameisen, aber die Prinzipien können wir übernehmen: Wenn viele Gleichberechtigte kollaborieren, entsteht Schwarmintelligenz – und besonders klug sind menschliche Gruppen dann, wenn vielfältige Sichtweisen und Erfahrungen vertreten sind. Zugleich erledigen sich entwürdigende, öde und schmutzige Aufgaben oft von selbst, wenn Arbeitsteilung

selbstorganisiert verlaufen darf: Dann lassen sich Arbeitsprozesse häufig so umgestalten, dass diese Aufgaben auf ein Minimum reduziert werden oder gar ganz entfallen. Und wenn alle Menschen das machen dürfen, was sie am besten können, bleibt erfahrungsgemäß kaum eine Aufgabe unerledigt.

Pflanzliche, tierische und menschliche Artenvielfalt stärkt das Leben und die Widerstandsfähigkeit gegen Katastrophen. „Das Lebende lebendiger werden lassen!“, formulierte der Physiker und alternative Nobelpreisträger Hans-Peter Dürr als Leitlinie für gutes Gedeihen. Ökosysteme und menschliche Gesellschaften sind umso robuster, kreativer und freundlicher, je mehr ihre Beteiligten ihre Unterschiede in Geschlecht, Alter, Kenntnissen und Kultur zum Ausdruck bringen können. Unsere Diversität ist unser Reichtum.

Zudem macht es das Internet heute sehr einfach, vielfältiges Wissen als „Open Source“, also als Offene Quellen, zu teilen. Patentämter gehören abgeschafft. Warum sollte die Menschheit so dumm sein, dasselbe immer und immer neu wieder zu erfinden? Und warum sollte man kluge Lösungen für sich behalten? Es ist doch viel beglückender zu wissen, dass man anderen hilft – ganz ohne zusätzlichen Aufwand.

Auch direkte Demokratie ist weiter entwickelbar, etwa mit Volksabstimmungen oder neuen Methoden der Partizipationsförderung – etwa Bürgerräten, die Konflikte wie die um „Stuttgart 21“ lösungsorientiert bearbeiten. Schließen sich solche Gruppen zu dichteren Netzwerken zusammen, entstehen Schwärme von Schwärmen. Direkte Demokratie kann wie ein Metaschwarm funktionieren.

Dafür bedarf es aber auch der Förderung von Zeitwohlstand, die die meisten von uns nicht mehr haben. Eine allgemeine Verkürzung und bessere Verteilung der gesellschaftlich notwendigen Arbeitszeit würde Erwerbstätige entlasten und Erwerbslose in Lohn und Brot bringen. Angesichts der ungeheuren Produktivität der heutigen Wirtschaft wäre das ohne weiteres möglich.

Die Philosophie des „Ubuntu“ in Südafrika besagt: Ich kann nicht glücklich sein, wenn du unglücklich bist; wir gehören alle zusammen. Empathische Beziehungen wie Liebe, Familie, Freundschaft und Gemeinschaft sind die wertvollste Essenz für unser Lebensglück. Bindungen machen unabhängig und fördern unsere individuelle Autonomie. Nur sie geben jene soziale Sicherheit und Geborgenheit, die wir alle brauchen.

Autorinnen:

Annette Jensen und Dr. Ute Scheub arbeiten als freie Journalistinnen in Berlin.

Der vollständige „Aktionsplan zur Förderung des guten Lebens“ kann in ihrem kürzlich im oekom-Verlag erschienenen Buch „Glücksökonomie – Wer teilt, hat mehr vom Leben“ nachgelesen oder auf www.gluecksoekonomie.net heruntergeladen werden.

Kontakt: ute.scheub@t-online.de; annette.jensen@t-online.de

Redaktion:

BBE-Newsletter für Engagement und Partizipation in Deutschland

Bundesnetzwerk Bürgerschaftliches Engagement (BBE)

- Geschäftsstelle -

Michaelkirchstr. 17-18

10179 Berlin-Mitte

+49 (0) 30 6 29 80-11 5

newsletter(at)b-b-e.de

www.b-b-e.de